

Wytske Versteeg

Verdwijnpunt

**Leesrapport en fragmentvertaling
van Christiane Burkhardt**

textkontor@freenet.de

Augsburgerstr. 12

80337 München

Gutachten

Autorin: **Wytske Versteeg**

Titel: **Fluchtpunkt**

Verlag: **Querido**, erschienen am 1.2.2020

Umfang: 99 pp., ca. 168 MS

Zur Autorin

Wytske Versteeg (1983) debütierte 2012 mit dem Roman *De wezenlozen*, der prompt den VrouwDebutprijs gewann und auf der Longlist des AKO Literatuurprijs stand. Ihr zweiter Roman *Boy* wurde mit dem BNG Nieuwe Literatuurprijs ausgezeichnet und schaffte es auf die Longlist des prestigeträchtigen Libris Literatuur Prijs. Er wurde in sechs Sprachen übersetzt, unter anderem ins Deutsche (Christiane Burkhardt, Wagenbach Verlag April 2016). Danach erschienen in den Niederlanden die beiden von der Kritik hochgelobten, bislang unübersetzten Romane *Quarantaine* (2015) und *Grime* (2017).

Klappentext

„*Mir sind Dinge zugestoßen/Dinge, die so groß sind, dass ich nicht darum weinen kann. Das ist eine Möglichkeit, darüber zu sprechen – indem ich mir die Worte eines anderen ausleihe. Allerdings nicht ohne mich zu fragen, ob diese Worte nicht viel zu groß sind, zu melodramatisch für etwas, das so oft vorkommt wie sexuelle Gewalt.*“

Geschichten über Trauer und Schmerz werden oft in Form eines Märchens erzählt: Wir besiegen den Drachen, kehren aus dem Abgrund zurück und leben noch glücklich und zufrieden bis an unser Lebensende. Schwieriger wird es, wenn das nicht klappt. Wenn man in einem Erlebnis gefangen bleibt, wenn der Schmerz nicht mehr verschwindet, die Angst nicht mehr weg geht. Wie tritt man noch mit sich und anderen in Kontakt, wenn nichts mehr selbstverständlich ist? Welche Worte braucht man, wenn einem die Sprache abhanden gekommen zu sein scheint?

Fluchtpunkt ist eine persönliche Suche nach den verschiedenen Facetten von Schmerz, nach den Folgen von Gewalt und Ohnmacht. Und damit letztlich auch danach, was es bedeutet, am Leben und verletzlich zu sein.

Zum Inhalt

Zehn Jahre hat die heute 36-jährige Schriftstellerin Wytke Versteeg gebraucht, um dieses Buch zu schreiben, um die nötige Distanz und den richtigen Zugang zu finden, um über ihre traumatische Missbrauchserfahrung zu schreiben.

Vom vierten bis zum elften Lebensjahr wurde sie von ihrem Großvater mütterlicherseits missbraucht, was sie lange verdrängen konnte, bis sie als junge Studentin zwei Mal hintereinander im Zug belästigt wird. Sie fängt an, sich zu fragen, was sie zum Opfer macht, warum sie keine Grenzen setzen kann und erleidet einen Zusammenbruch, woraufhin sie sich freiwillig einweisen lässt.

Eine jahrelange Leidensgeschichte mit langen Phasen der Depression und Selbstmordgedanken beginnt. Sie stellt fest, dass sie eigentlich nur noch in ihrem Kopf lebt und jegliches Gefühl für ihren Körper verloren hat. Sie verlangt sich immer mehr ab, um sich zu behaupten – geistig (sie besucht die Schauspielschule, auch um zu lernen, Präsenz zu zeigen, Raum einzunehmen, gefolgt von einer Promotion in Politologie, dazu preisgekrönte Buchveröffentlichungen) und körperlich (Sport, Laufen bis hin zur Selbstverletzung). Das Trauma trennt sie von ihrer Umwelt, zwingt sie zum Hochziehen von Schutzwällen, um ihre Außengrenzen zu sichern: Das Erlebte darf sich auf keinen Fall wiederholen. Etwas, das sie gleichzeitig zu Einsamkeit und Isolation verurteilt. Trotzdem haftet ihr das Opfersein unauslöschlich an.

Die verdrängte Vergangenheit bricht sich gnadenlos Bahn, aber wie damit zurechtkommen, wenn man gar nicht mehr genau weiß, was eigentlich passiert ist? Traumatische Erlebnisse sind nämlich nicht schön chronologisch abgespeichert, sie haben keinen Anfang, keine Mitte und kein Ende, sondern sind verdrängte Bilder, die immer wieder aufflammen.

Aus seelischem Leid wird körperliches Leid, Schmerz, der verstummen lässt.

Was tun, wenn einem die Worte fehlen, um das Erlebte zu beschreiben?

Sicherlich auch ein Grund, warum bei Versteeg keine Gesprächstherapie anschlägt.

Erst mit Hilfe eines Körpertherapeuten lernt sie langsam, ihrem Körper wieder zu vertrauen, ihn auszufüllen.

Parallel dazu beginnt sie damit, nach einer Sprache für das Erlebte zu suchen – das Ergebnis ist dieses Buch.

„Fluchtpunkt“ ist weder Ratgeber (wenn man sich so oder so verhält, wird alles wieder gut) noch Memoir, das seitenlang beschreibt, was ihr angetan wurde (wie? wie oft? wie lange?).

Wyske Versteeg erzählt keine Erbauungsgeschichte mit Happy End, denn der Umgang mit dem Trauma ist ein kontinuierlicher Prozess, der vielleicht niemals abgeschlossen sein wird: Soviel Ehrlichkeit muss sein.

Um trotz allem in Worte fassen zu können, worüber sonst nur geschwiegen oder aber reißerisch berichtet wird, geht sie einen anderen Weg: Sie tastet sich langsam daran heran, indem sie schaut, was Wissenschaft, aber auch Kunst, Musik, Literatur, Philosophie und Mythologie zu dem Themenkomplex zu sagen haben.

Wie trügerisch sind Erinnerungen? Funktioniert eine Trennung von Körper und Geist? Kann man als reiner Geist leben? Die westliche Philosophie bejaht das, sie möchte den Körper kontrollieren. Gelingt das nicht, und man muss weinen, sich übergeben, sich einnässen, ist das in unserer Kultur extrem mit Scham behaftet. Die fernöstliche Philosophie dagegen lehrt, im Hier und Jetzt zu sein, hinzuspüren, ohne zu bewerten: Dafür muss man körperlich anwesend sein. Doch wie soll man sich zurechtfinden, sich orientieren, fragt die Autorin, wenn einem sämtliche Ausgangskordinaten fehlen?

Welche gängigen Sprachbilder gibt es in welchen Sprachen? (Im Englischen spricht man von *carnal knowledge* – Vergewaltigung als „Erkennen des Fleisches“ wider Willen.)

Nicht umsonst bedeutet „Trauma“ ursprünglich eine Wunde, die nicht heilen will, hier auf seelischer Ebene, es handelt sich um eine Verletzung von Würde und Selbstwertgefühl. *Injury* – der englische Begriff bezeichnet passenderweise etwas, das Unrecht ist, falsch, das sich nicht gehört, das anders sein sollte.

Indem sie den Leser an ihrer Suche nach der richtigen Sprache teilhaben lässt, erklärt sie überzeugend, warum es so kompliziert ist, die Gewalterfahrung mitzuteilen. Indem sie den Bereich der Alltagssprache verlässt, das Alltägliche verfremdet, kann sie Grenzerfahrungen tatsächlich nachvollziehbar machen.

Versteeg bannt ihren Schmerz im wahrsten Sinne des Wortes auf Papier, was ihr erlaubt, sich ihm zu stellen, sich aus ihrem Panzer hinauszubegeben, Nähe zuzulassen. Der Schreibprozess erlaubt es ihr, ihre Beobachtungsgabe zu schärfen. Im Schreiben kann sie aus der totalen Erstarrung wieder in die Bewegung gehen, etwas zum Positiven verändern. Es ist ein Erkenntnisprozess, der sie vom Objekt wieder zum Subjekt macht. Schreiben heißt, die Sprachlosigkeit zu überwinden, wieder zu atmen, zu leben – nicht nur zu überleben.

Schreiben heißt auch strukturieren, ordnen, eine andere Perspektive auf das traumatische Geschehen zu bekommen – und hier kommt auch der aus der Malerei entlehnte Titel des Buches, „Fluchtpunkt“ ins Spiel: Indem Versteeg sich im Prozess des Schreibens

zwangsläufig mit dem verbindet, was sie sieht, verlegt sie den rettenden „Fluchtpunkt“ aus sich selbst heraus wieder nach außen.

So gesehen erzählt Versteegs Buch auch davon, wie überlebenswichtig Kunst ist: Sie ist ein Rettungsanker, hilft eins zu werden mit der eigenen Umwelt, hilft Seele und Körper wieder eine Heimat zu geben. Das illustriert die Autorin sehr schön mit der Anekdote eines jugoslawischen Künstlers, der im niederländischen Exil damit beginnt, die holländische Landschaft en detail auf Leinwand zu bannen und sich auf diese Weise ein neues Zuhause zeichnet. „Hier bin ich!“ lautet die Botschaft.

Bewertung

Ein faszinierender Essay, der trotz seiner 68 Fußnoten kein bisschen akademisch-dröge daherkommt, eben weil Versteeg all diese Reflexionen mit Situationen aus ihrem eigenen Leben anreichert, mit alten Tagebucheinträgen, die eine große emotionale Nähe zum Leser herstellen, ohne jemals Gefahr zu laufen, in persönlicher Nabelschau stecken zu bleiben.

Dadurch weitet sie den Blick enorm – und spricht uns alle an, denn man muss selbst keinen Missbrauch erlebt haben, um Grenzüberschreitungen, Schuld-, Selbsthass- und Einsamkeitsgefühle zu kennen. Letztlich ist Gewalt leider allgegenwärtig und keine Ausnahmeerscheinung in unserer Gesellschaft, es gilt sie anzuerkennen, sie weder zu verdrängen noch kleiner zu machen, sondern ihr einen Platz außerhalb des eigenen Selbst zuzuweisen. Noch dazu ganz nebenbei ein wunderbares Plädoyer für die Kunst.

Fazit

Unsentimental und dennoch berührend, voller Anregungen, die man gerne weitervertiefen möchte (Versteeg schafft es, den Bogen von Dante über Wittgenstein und Anne Enright bis hin zu Coldplay zu spannen!) – ein zeitloses Buch, das man unabhängig von der Me Too-Debatte immer wieder zur Hand nehmen wird.

Leseprobe

(Anfang, S. 3–7)

Vielleicht müsste dieses Buch Stacheln haben. Darüber hinaus einen Einband, der nicht aus normaler Pappe besteht, sondern aus einem Material so hart wie Fels, an dem man sich stoßen und verletzen kann. Oder aber ich müsste es aus Wasserfarbe herstellen, in einem fast durchsichtigen Hautton, oder aber aus Glas, das bricht, sobald man es berührt.

Der Taxifahrer wünschte uns viel Kraft, als wir vor dem Zentrum für seelische Gesundheit aus seinem Wagen stiegen. Ich stützte mich schwer auf den Arm eines Freundes. Ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten, nachdem ich wochenlang so gut wie nicht geschlafen hatte. Nicht zuletzt wegen dieses Schlafmangels war ich nicht mehr dazu in der Lage, auch nur das Geringste zu erledigen oder zu entscheiden – ich war zu erschöpft um noch etwas anderes als nur meine Ruhe zu wollen. Die Erschöpfung war auch der einzige Grund, warum ich jetzt durch die Schiebetür das Gesundheitszentrum betrat, nachdem ich mich jahrelang gegen jegliche Einmischung von psychologischer Seite verwehrt hatte. To be or not to be, that is the question – und ich neigte gefährlich zu not to be. Ich war zu verzweifelt, um alleine zu wohnen. Ich hatte Angst. Es gab Zeiten, in denen ich kein Wort herausbrachte, in denen es mir buchstäblich die Sprache verschlug. Je größer der Schmerz desto weniger ließ er sich in Worte fassen. Und je weniger Worte desto größer der Schmerz. Der Psychotherapeut im Gesundheitszentrum notierte als Behandlungsziel, dass ich wieder eine Einheit werden wolle.

So lautete meine Formulierung.

Ich zweifelte daran, noch ein Ich zu haben; daran das, was ich für mein Ich hielt, vor meiner Umgebung schützen zu können, vor allem aber vor meinen eigenen Gedanken. Ich sehnte mich inständig nach Heilung. Um endlich wieder oder vielleicht zum ersten Mal gesund zu werden: von innen heraus ein Ganzes mit klaren Außengrenzen.

Wir gingen durch eine Tür und danach durch noch eine, erreichten schließlich ein anonymes Zimmer mit einer Liste von Regeln, Anweisungen, Erwartungen an der Wand. Ich starrte darauf und dachte, das hier ist nicht echt, das geschieht nicht wirklich, nicht dir. Aber meine Freunde verabschiedeten sich, und ich blieb in diesem völlig unpersönlichen Zimmer zurück. Jemand hatte mir eine Gitarre mitgebracht, mit dem optimistischen Hintergedanken, ich könne die Zeit doch irgendwie nutzen. Das Instrument wirkte seltsam fehl am Platz in diesem Raum, es gehörte nicht dorthin. Als Nebenjob hatte ich viel in Altersheimen gearbeitet, und dieses Zimmer erinnerte daran, einschließlich der Toilette mit Haltegriffen. Auf dem Weg

dorthin waren wir an dem leeren, grauen Aufenthaltsraum vorbeigekommen ... Es war Wochenende, und die Abteilung war so gut wie leer. Die Krankenschwester sagte das fast schon entschuldigend, aber ich hatte ohnehin Angst davor, Fremden zu begegnen. Der einzige andere Patient, den ich zu Gesicht bekam, erfüllte sämtliche Klischees: schlurfend, in Jogginghose, in sich gekehrt. Nicht, dass ich besonders gut ausgesehen hätte, blass und viel zu dünn, mit tiefen Ringen unter den Augen und ebenfalls klischeemäßig ganz in Schwarz gekleidet. Ich könne froh sein, ein Zimmer für mich zu haben, hieß es.

Zu Anfang dieser Woche, als klar wurde, dass ich es nach jahrelangem Herumlavieren nun tatsächlich nicht mehr allein schaffte, hatte ich mit einem Freud über meine wenigen Optionen nachgedacht. Ich weiß noch, wie wir versuchten, uns die Situation so rosig wie möglich auszumalen. Auch hier drin würde ich bestimmt noch arbeiten, ja vielleicht sogar aus der Ferne noch Theorie für die Schauspielschule lernen können, an der gerade mein zweites Studienjahr begonnen hatte. Keine Ahnung, ob T. tatsächlich an diese optimistischen Pläne geglaubt hat, aber für mich war das unerlässlich, um mir vor Augen zu führen, dass dieser Moment, vor dem ich schon seit Jahren versuchte davonzulaufen, gar nicht so bedrohlich war wie bisher gedacht. Sich selbst einzuweisen war kein Untergang, nicht die totale Niederlage, sondern bloß eine vorübergehende Unterbrechung, eine Chance, zur Ruhe zu kommen und anschließend neu anzufangen. Aber ein Blick auf das Zimmer, auf das DIN A 4–Blatt mit den Regeln genügte, um zu wissen, dass selbst dieser vorgegaukelte Optimismus noch zu hoch gegriffen war.

Eines wird bei einer Einweisung, ja vielleicht bei jedem Erstkontakt mit intensiver seelischer Gesundheitsversorgung sofort deutlich, nämlich dass die eigene Niedergeschlagenheit, der eigene Schmerz und die eigene Verzweiflung nichts Besonderes sind. Egal, wie akut und lebensbedrohlich sich das alles anfühlt – man muss sich hinten anstellen, warten, bis ein Platz frei wird, hat sich in das System einzufügen.

Hier ging es nicht um das, was ich glaubte zu brauchen, sondern um das, was man von mir erwartete. Derjenige, der diese Regeln aufgestellt hatte, interessierte sich nicht dafür, wer ich war oder sein wollte, dafür, was ich glaubte zu brauchen. Außerdem gab es Gründe, warum ich hier war: Ich wusste selbst nicht mehr, wer ich war, oder was von derjenigen übrig war, die gerade mal vor einem Jahr noch so optimistisch auf die Schauspielschule gegangen war.

Was mich aus der Bahn geworfen hatte, konnte ich in zwei Sätzen zusammenfassen:

Ich habe das Gefühl, mit der Vergangenheit eingeschlossen zu sein, in einem Raum, der immer kleiner wird.

Ich habe Angst, da nie mehr rauszukommen.

Der Psychotherapeut wählte eine andere Formulierung: eine chronische posttraumatische Belastungsstörung.

Trauma. Wunde.

Ein Wort, das wir heute so oft und so beiläufig benutzen, dass es kaum noch etwas bedeutet. Die meisten Leute denken bei einem Trauma inzwischen als Erstes und vor allem überwiegend an etwas Psychisches. Aber es ist gar nicht mal so lange her, da wurde dieser Begriff exklusiv von Chirurgen benutzt. Damals war ein Trauma ausschließlich körperlich: eine physische Wunde, eine Erschütterung des Körpers, eine Verletzung der Haut.

Auch meine Verzweiflung war körperlich. Vielleicht reichten meine Worte deshalb nicht aus. Sie waren zu inhaltsleer, zu wenig body, wie der Engländer sagt. Das galt auch für mich: zu wenig body. Der Körper, den ich nicht hatte, war häufig angefasst worden, ohne dass ich zugegen gewesen wäre – von Männern, die mich nicht kannten, und auf eine Art und Weise, die ich nicht wollte. Irgendwann blieb nur noch „nicht“ übrig. Mein Körper nahm Raum ein, aber längst nicht so viel, wie er eigentlich brauchte. Er wehrte sich nicht, er wusste nicht, wie das geht. Und während ich den Raum in meinem Körper größtenteils anderen überließ, zog ich mich in mein Oberstübchen zurück, sodass ich auf Dauer nicht mehr als die obersten zehn Zentimeter meines Körpers bewohnte. Ich versuchte, mein Territorium zu vergrößern, von meinen Armen und Beinen Besitz zu ergreifen. Ab und zu wagte ich es sogar, einen Bauch, einen Po, Brüste zu haben. Manchmal gelang es mir – meist bis ich wieder jemandem begegnete, der mich nicht kannte, mich aber trotzdem anfasste, während ich nicht zugegen war, sodass ich mich nicht wehren konnte. Jemandem, der meinen Körper so erneut durch einen Nicht-Körper ersetzte.

Der Philosoph Avicenna hat sich einmal in einem Gedankenexperiment einen schwebenden Menschen vorgestellt. Einen, der mit dreißig Jahren ins Dasein tritt, keinerlei Sinneswahrnehmungen kennt und in der Luft oder in der Leere schwebt. Er kann die Luft, die ihn trägt, allerdings nicht spüren, und seine Arme und Beine berühren sich nicht. Der schwebende Mensch hat keinerlei Möglichkeit, mit seiner Umwelt in Kontakt zu treten, ist sich also der Außengrenzen seines Körpers nicht bewusst. Und dennoch, so Avicenna, hat dieser Mensch ein Ich. Obwohl er seine eigenen Ausmaße nicht kennt, sich seine eigene Hand vielleicht nicht einmal vorstellen kann und schon gar nicht als ihm zugehörig, besitzt dieser

Mensch trotzdem eine Selbstwahrnehmung. Für Avicenna war die Selbstwahrnehmung der Beweis für eine vom Körper unabhängige Seele. Gemäß seiner Anschauung ist es demnach unproblematisch, keinen Körper zu haben. Das gilt auch für einen Großteil der westlichen Philosophie, aber Philosophen sind nicht umsonst Denker geworden.

In Wahrheit hängen unsere Gewissheiten und Ungewissheiten in hohem Maße von physischer Wahrnehmung ab. Wir sagen, „Der steht mit beiden Beinen fest auf dem Boden“, wenn jemand genau weiß, wer und was er ist und vor allem nicht ist, den Kopf nicht in den Wolken hat. Wir haben von etwas die Nase voll, halten uns wacker, zeigen Rückgrat, schultern eine schwere Last. Nach einem einschneidenden Erlebnis sind wir nicht mehr wir selbst, wir sind dann aus dem Gleichgewicht geraten. Wenn wir einem Fremden begegnen, beurteilen wir innerhalb von Sekundenbruchteilen, was für ein Mensch das ist, noch bevor er oder sie überhaupt den Mund aufgemacht hat. Wir nehmen unbewusst wahr, wie viel Raum sein jeweiliger Körper einnimmt; wie er atmet: tief oder oberflächlich; die Haltung, die sein Körper im Lauf der Zeit angenommen hat. Im Alltag Ruhe finden. Meditationen für ein gelassenes Leben ist ein Buch von Jon-Kabat Zinn, dem Begründer der Achtsamkeits-Bewegung. Sein Originaltitel lautet: „Wherever you go, there you are“: Je nachdem, welche Perspektive man einnimmt, liest sich der Satz so, als gelange man an einen Ort, an dem man sich längst befindet – oder, optimistischer – dass man sein kann, wohin man auch geht, dass es möglich ist, während des Gehens wirklich zu sein. Wir sind nicht unbedingt daran gewöhnt, uns zu fragen, wo wir sind. Die Betonung liegt vielmehr darauf, wer wir sind; wie wir das Beste aus uns machen können, oder wie wir echt und authentisch sein können. Die Antwort auf die Frage, wo wir sind, überlassen wir GoogleMaps oder anderen Navigationssystemen.

Das denken wir zumindest.

Die Sprache sieht das ganz anders. Unser Wort „erfahren“ kommt von irfaran: reisen, durchfahren. Wer durch eine bestimmte Gegend zieht, erwirbt Wissen über das Land; erst recht, wenn man diese Reise wie im Mittelalter in langsamem Schrittempo oder höchstens mit der Geschwindigkeit eines Pferdes unternimmt. Nach und nach bekam das Wort eine breitere Bedeutung: Aus „irgendwo durchfahren“ wurde via „Wissen über das Land erwerben“ ganz allgemein „Kenntnisgewinn“ (kennenlernen, erkunden) und daraus die Erfahrung, wie wir sie heute kennen (durchmachen, spüren).

Wer sich in einer fremden Landschaft orientieren will, muss wissen, woher er kommt. Es ist unmöglich, sich mit Hilfe einer Karte und eines Kompasses zurechtzufinden, wenn man keine Ahnung davon hat, auf welche Berge in der Umgebung sich die abgebildeten Höhenlinien beziehen. Sich Verirren hat inzwischen einen romantischen Beiklang, weil es in einer verstädterten Gesellschaft fast unmöglich geworden ist, doch dieser Charme schwindet rasch, wenn man tatsächlich die Orientierung verliert und immer nur im Kreis geht.

„Warum schreiben Sie nie über glückliche Menschen?“, werde ich manchmal gefragt. Meist sage ich darauf, dass schon genug über Glück geschrieben wird. Oder besser gesagt: dass viel zu viel auf banale Art über Glück geschrieben wird, so als könnte man sich das zusammen mit dem neuen Pulli, dem Haus, dem Auto oder zur Not auch mit dem Philosophie-Kurs einfach zulegen: das vorhersehbare Glück wie man es von Hallmark-Grußkarten und aus Hollywoodfilmen kennt. Das Glück, dessen Zuckergussglasur einem unter den Zähnen zerbröckelt, das Glück, zu dem nichts mehr fehlt, das unverwundbar und ewig ist. Die Art Glück, dem man häufig in den letzten Sätzen von Memoirs von Menschen begegnet, die etwas Schlimmes erlebt haben; Sätze, in denen sie alles aufzählen, was sie – trotz ihrer Vorgeschichte – heute glücklich und erfolgreich macht. Vielleicht stimmt das ja, aber mir fällt es jedes Mal schwer, das zu glauben. Das Leben lässt sich selten so fein säuberlich konstruieren und vollenden, es ist schließlich kein Roman. Und es gibt noch einen Grund, warum ich so selten über glückliche Menschen schreibe, einen ganz einfachen literarischen: Ohne Sehnsucht gerät nichts in Bewegung, dann bleiben die Figuren, wo sie gerade sind, und es passiert nichts. Plot ist das, was AutorInnen ihren Figuren antun. Aber dieser Plot ist nie so kompliziert, so launisch wie das Leben. Geschichten folgen bestimmten Regeln und Gesetzmäßigkeiten, denen man im echten Leben nur selten begegnet. Sie besitzen eine Architektur, bei der der Zufall keine Rolle spielt. Am besten lässt sich das bei Märchen mit einem traditionellen Ende beobachten – das Ende der Sehnsucht ist gleichzeitig auch das Ende der Geschichte: „Und sie lebten noch glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.“ Das bringt uns zum dritten und genau wie im Märchen ehrlichsten Grund: Ich war noch nie besonders gut im Glücklichsein, viel zu oft zieht es mir ohne jede Vorwarnung den Boden unter den Füßen weg, und die Karte, auf die ich mich gerade noch verlassen konnte, ist nutzlos geworden. In solchen Momenten bin ich nicht mehr in der Lage, meine Umgebung wahrzunehmen und habe keine Ahnung mehr, wo ich bin. Ich kann wütend versuchen, alles wieder in Relation zu einander zu setzen, aber meist bringt das nichts, ja hat sogar den gegenteiligen Effekt.

Geschichten über Gewalt werden oft in Form eines Märchens erzählt, so wie in diesem Buch über Missbrauch:

Und da bin ich nun. Gerade mal sechsundzwanzig Jahre alt und mit dem phänomenalsten Mann der Welt verheiratet. Ich habe zwei fantastische Töchter sowie einen neugeborenen Sohn, der unsere Familie komplett macht. Ich weiß, dass ich auf meinem Lebensweg noch so einigen Hindernissen begegnen werde, aber ich fühle mich stark und gut gewappnet, um mich allem zu stellen, was mir das Leben noch bringen wird.

Und sie lebten glücklich bis an ihr Lebensende.

So läuft das nämlich im Märchen, da gehen Aschenputtel und Schneewittchen, nachdem sie einiges erdulden mussten, am Ende triumphierend aus der Geschichte hervor. Denn im Nachhinein kann man durchaus über solche Sachen reden, später. Nicht aber ehe man bewiesen hat, dass im Grunde alles mit einem in Ordnung ist, dass man nicht völlig durchgeknallt ist – dass der Zusammenbruch ein einmaliger Fehler war. Solche Bücher schreibt man erst, wenn man sich lange genug draußen in der Welt wacker geschlagen hat, um zu beweisen, dass man dazu sehr wohl imstande ist. Auf jeden Fall erweckt man immer diesen Eindruck: Dass man darüber hinweg ist. Dass die Sache mittlerweile hinter einem liegt.

Denn wir wollen nicht, dass jemand aus dem Abgrund zurückkehrt, ohne uns etwas zu sagen zu haben, wir wollen auf keinen Fall hören, dass es dort einfach bloß schwarz ist.

(...)

(weiter ab S. 10, 2. Absatz)

Zu Anfang meines Politikstudiums wurde ich zweimal kurz hintereinander sexuell belästigt. Das erste Mal fand abends in einem Zugabteil statt, in dem ich allein saß. Ich war in Groningen gewesen, um eine Weltreise mit dem Fahrrad zu planen, der Mann war groß und trug eine Lederjacke, ich schrie nicht, denn es war sonst weit und breit niemand zu sehen, er stieg an meiner Haltestelle aus. Ich ging nach Hause, duschte ausgiebig und zog die Vorhänge vor, weil ich mich vor dem Fenster fürchtete. Ich spielte Geige, selten habe ich so befreit Geige gespielt wie damals, ich setzte mich mit angezogenen Knien auf einen Küchenstuhl und hörte mir immer wieder eine Billy Joel-CD an, ich wartete, bis meine Mitbewohner nach

Hause kamen und fragten, was los sei, da ich immer noch so zitterte, aber die hätten auch gezittert, wenn sie so lange so dagesessen hätten. Später erzählte ich einem von ihnen, was passiert war, und gab mir einen Monat Zeit, mich von dem Vorfall zu erholen.

Das zweite Mal geschah wieder im Zug, allerdings an einem Freitagmorgen, während wir noch am Hauptbahnhof von Amsterdam standen, also inmitten von einem Dutzend Menschen. Je mehr Umstehende es gibt desto geringer ist die Chance, dass einem jemand hilft. Vielleicht hätte ich dieses Muster durchbrechen können, wenn ich in der Lage gewesen wäre, um Hilfe zu rufen, jemanden gezielt anzusprechen. Doch ich schrie nicht, ich konnte nicht schreien, ich schaute eine Mutter mit Kinderwagen an und fragte mich, warum sie zuließ, dass ihr Kind so was mitbekam – aber was bekam sie eigentlich mit? Einen Betrunkenen, der sich an eine junge Frau drängte, ein ungepflegter Mann, der seltsamerweise mit einem großen Stein in der Hand fuchtelte, während er auf Englisch brüllte, dass er sie liebe. Eine junge Frau, die nichts tat und nichts sagte und nicht schrie, da ich das Bier in seinem Atem roch, und mich sein Atem an die Wand des Abteils presste, ich wollte zur Wand werden, ich wurde die Wand: flach, grau und körperlos. Erst als der betrunkene Täter schließlich von sich aus aus dem Zug sprang, kurz bevor dieser losfahren sollte, kam wieder Bewegung in mich, und ich konnte lächelnd sagen, dass alles in Ordnung sei, als die fremde Mutter mich fragte, ob mit mir alles okay wäre. Ich bin mit dem Zug nach Hause gefahren, ich habe einem Bekannten zugewinkt, dem ich auf der Straße begegnet bin, ich bin noch am selben Abend mit meiner Mutter und meiner Oma beim Italiener gewesen, es gab Ricotta-Auflauf. Ich habe mir an diesem Wochenende junge Lämmer angesehen und mich im Stall übergeben, am Montag habe ich dann einem Mitbewohner erzählt, was passiert ist, und bin mir in dieser Woche irgendwann selbst abhanden gekommen.

Ich bin nie zur Polizei gegangen, ich war nicht mal auf die Idee gekommen. Ein Stein? Ein unbekannter Täter in einem Zug am helllichten Tag, und niemand hat etwas getan? Und ich? Ich habe nichts gesagt, nicht geschrien und nichts getan? Was war denn eigentlich genau passiert und wie, in welcher Reihenfolge, wer hatte was getan? Ich könnte es nicht mehr im Einzelnen rekonstruieren. Das liegt daran, dass es inzwischen lange her ist, aber das ist nicht der einzige Grund. Selbst kurz danach war mein Gedächtnis spurenlos glatt. Ich sah noch Bilder, aber es gab ganze Intervalle, auf die ich keinen Zugriff hatte. Ich weiß noch genau, wie ich nach Hause kam, ich erinnere mich bruchstückhaft ans darauffolgende Wochenende, an den genauen Ort, an dem ich meinen Mitbewohner traf. Ich weiß auch noch, wie ich vorher durch die Bahnhofshalle gelaufen bin, ich glaube, ein Seminar war ausgefallen und es war schönes Wetter – einer der ersten Tage, an denen ich mich wieder normal fühlte nach dem

ersten Vorfall im Zug. Ich weiß auch noch, wie mir dieser Mann folgte, wie er in der Bahnhofshalle versuchte, meine Aufmerksamkeit zu erregen und mir nachlief – auch dass ich glaubte, der Zug wäre ein sicherer Ort, obwohl mir klar war, dass es noch eine Weile dauern würde, ehe sich das Ding in Bewegung setzen würde. Und ich weiß, dass ich auch damals schon wusste, dass ich ihm sofort hätte klarmachen müssen, mich in Ruhe zu lassen, dass ich nicht einmal so simple Fragen nach meinem Namen oder wie es mir geht hätte beantworten dürfen, dass ich ihm direkt hätte sagen müssen, dass er abhauen soll, und dass ich das nicht will.

In veraltetem Niederländisch wird Beischlaf mit „erkennen“ umschrieben, zum Beispiel in der Bibel: „Und Adam erkannte seine Frau Eva.“ Auf Englisch kann man diesbezüglich von „carnal knowledge“ sprechen, von fleischlicher Kenntnis. Ein Englisch-Niederländisch-Wörterbuch von 1766 übersetzt to know a woman mit „eine Frau erkennen, beschlafen“. Und Gesetzestexte aus dem 15. Jahrhundert beschreiben Vergewaltigung als carnal knowledge of a woman's body against her will. Das ist eine passende Beschreibung: eine Frau gegen ihren Willen kennenlernen. Denn wenn wir jemanden kennenlernen, geschieht das normalerweise nach und nach, und wenn jemand so tut, als würde er uns gut kennen, obwohl das gar nicht stimmt, erleben wir das als aufdringlich und unpassend. Man kann nicht einfach so einer fremden Person im Zug die Hand geben und sich vorstellen – nicht ohne den anderen zumindest kurz zu alarmieren. Auch eine Bekannte kann man nicht einfach so etwas Intimes fragen wie „Und wie läuft deine Ehe so?“, zumindest nicht, wenn man eine ehrliche Antwort darauf haben möchte, etwas anderes als „Oh, gut“. Was wir von anderen wissen dürfen, folgt ungeschriebenen Gesetzen, die wir nie laut aussprechen, die aber alle kennen – denn wenn ein Fremder einem einfach so die Hand gibt und sich vorstellt, ist der erste Gedanke der, er könnte „nicht ganz richtig im Kopf“, verrückt oder gefährlich sein. So gesehen wusste ich in dem Zug sofort, dass da etwas nicht stimmte, als sich der Mann abends neben mich setzte, in einem ansonsten leeren Abteil, und mich fragte, wie ich heiße, aber ich war nun mal dazu erzogen worden, höflich zu sein, sodass es mir unmöglich war, nichts zu erwidern, auch wenn ich nichts lieber getan hätte.

Jahre später sollte mich der Schaffner eines Zuges, den ich in letzter Minute gerade noch erwischt hatte, bitten, die Hände zu heben. Als meine Finger zitterten, lud er mich in sein Abteil ein und hielt mir einen Vortrag über Stress. Ich bedankte mich für die Vorzugsbehandlung, und er erzählte mir von seiner Arbeit, davon wie er abends durch den

Zug läuft und nach beinahe leeren Abteilen Ausschau hält, sich manchmal selbst hineinsetzt, wenn er „so einen dunklen Kerl“ bei „einer blonden jungen Frau“ sitzen sieht, obwohl genug Platz ist. So ein Rassismus sollte mir eigentlich unangenehm sein und wäre das normalerweise auch. Aber in diesem Moment fühlte ich mich seltsam geborgen in dem Wissen, dass ich auch ihm hätte begegnen können vor all den Jahren, auch wenn das leider nicht der Fall gewesen und damals niemand da war. Natürlich habe ich ihm nichts davon erzählt, stattdessen starrte ich auf die Gleise, während ich ihm zuhörte und verabschiedete mich fröhlich beim Aussteigen, denn auch das ist nicht die Art Wissen, die man mit Fremden teilt.

Früher oder später kommt immer irgendwer, der einen rettet, wenn auch nicht im richtigen Moment. So gab es neben diesem Schaffner auch noch den Wachmann in dem Erholungsgebiet, in dem ich meinen Hund von der Leine ließ. Er drehte noch mal mit dem Wagen um und erkundigte sich, ob alles in Ordnung sei, um anschließend zu sagen, er habe kurz befürchtet, ich könnte dorthin gekommen sein, um Selbstmord zu begehen. Dem war nicht so, an diesem Tag ging es mir prima – aber es gab so viele andere Tage davor, an denen mir das der einzige Ausweg zu sein schien, und so manchen Moment, in dem ich so kurz davorstand, dass es allein dem Glück zu verdanken ist, dass ich noch lebe. Dem Glück, dass ein Mitbewohner an einem Osterwochenende genau im richtigen Moment nach Hause kam, dass ein guter Freund zufällig noch mitten in der Nacht am Skypen war, dass D. beschloss, mich am Nikolausabend doch noch zurückzurufen. Aber vielleicht mache ich mir da auch bloß was vor und war nie wirklich in Gefahr; die Illusion derselben jedoch gab es viel zu oft.

(...)

Das Baby, das in seinem Kinderwagen Zeuge der zweiten sexuellen Belästigung wurde, dürfte inzwischen beinahe erwachsen sein. Die Zeit ist ruckartig fortgeschritten und steht zugleich still, und der Ton dazu ist manchmal immer noch nicht wieder da. Kurz nach den Ereignissen im Zug war ich noch fest davon überzeugt, dass alles bald wieder so sein würde wie vorher – in einem Monat, höchstens zwei Monaten. Damals konnte ich noch nicht ahnen, dass diese Vorfälle im Zug auch ältere Schichten darunter wieder zutage fördern würden, alles, was sich bis dahin in der Tiefe verborgen hatte, sich aber jetzt nicht mehr hinunterdrücken ließ; Schichten, die ich mit einem gewissen Abstand als „sexuellen Missbrauch“ bezeichnen kann, die ich aber stets lieber neutral mit „das, was damals passiert

ist“ oder „das früher“ andeute. Mit anderen Worten: ohne handelnde Akteure oder Stimmen, ohne Bewegung und ohne Ton.

Wie der Fluchtpunkt der Sprache aussieht, kennt inzwischen jeder aus dem Fernsehen. Wenn etwas ganz Schlimmes passiert, wird der Ton weggenommen, und wir sehen, was der Hauptfigur widerfährt, völlig lautlos und manchmal stockend, verzögert, so als stimmte etwas mit der Zeit an sich nicht. In fast jedem Fernseh-drama kommt irgendeine Figur vor, die traumatisiert ist und an Flashbacks leidet.

Und wie das aussieht, weiß auch jeder: Die Figur ist wie gelähmt, sie bekommt einen starren Blick und erinnert sich an irgendetwas aus der Vergangenheit. Oft geschieht das in Zeitlupe, bis jemand die Figur – häufig eine Frau, noch dazu meist attraktiv, oder wenn es ein Mann ist, ein Soldat – anstupst, und sie bzw. er wieder ins Hier und Jetzt zurückkehrt. Im Fernsehen sorgt das Abdrehen des Tons für einen dramatischen Effekt: Es vermittelt dem Zuschauer, wie schockierend die Erinnerung war, und wie unmöglich es ist, darüber zu sprechen oder dem Geschehen „einen Ort zuzuweisen“. Denn wie ebenfalls jeder weiß, bedeutet der Begriff Trauma oder post-traumatisches Belastungsstörung genau das: etwas, das man nicht verarbeiten, nicht kleiner machen kann; etwas, das sich einfach nicht handeln lässt.

Wenn Trauma wortwörtlich „Wunde“ bedeutet, ist das entscheidende Merkmal traumatischer Ereignisse nicht, wie schlimm sie sind, sondern dass sie einem eine Wunde zufügen. Die Wörterbücher, in denen ich nachschlage, erklären Trauma als „ein Ereignis, durch das ein Organismus durch einen Schnitt, Schlag oder eine andere Gewalteinwirkung geschädigt wird, meist durch eines, bei dem die Haut verletzt wird“ oder aber als „Erfahrung einer Demütigung“; respektive als „eine durch mechanische Gewalteinwirkung von außen verursachte plötzliche Durchtrennung normalerweise zusammenhängenden lebenden Gewebes“ oder, im übertragenen Sinn, als „starke psychische Erschütterung, die noch lange wirksam ist, noch lange Spuren hinterlässt.“ Ein traumatisches Ereignis verletzt die Haut – die Grenze zwischen mir und meiner Umgebung – und stört den Zusammenhang des lebenden Gewebes. Es sind solche Momente, ein Schlag, Schnitt oder Schock, die eine Trennung verursachen. Wenn ich mir beim Kochen aus Versehen in den Daumen schneide, werde ich automatisch in meiner Bewegung innehalten, sobald ich den schmerzenden Schnitt spüre.

Schmerz ist ein Warnmechanismus: Etwas geschieht, das nicht in Ordnung ist, etwas dringt in meinen Körper ein, das dort nicht hingehört. Dann habe ich keine Zeit zum Philosophieren, zu überlegen, ob ich in meiner Bewegung innehalten soll oder nicht. Mein

Körper reagiert mit Nein. Das darf nicht sein, nimm das weg! Nicht umsonst spricht der Engländer von injury: von Unrecht, von etwas Verkehrtem. Eine ungeschickte Bewegung mit einem Küchenmesser verletzt die Haut meines Fingers, aber es gibt auch ein Unrecht, das meine „zweite Haut“ beschädigt: meinen Ruf, meine Würde, meine Selbstwahrnehmung. So wie die Haut meine körperlichen Grenzen bestimmt, ist meine Selbstwahrnehmung vielleicht der Raum, den ich innerhalb der Gesellschaft einnehme. Man denke nur an den Abstand, den wir mehr oder weniger automatisch halten, wenn wir jemandem begegnen. Bei Freunden kommen wir sofort näher, bei Fremden würde das seltsam, ja bedrohlich wirken. Der andere weicht dann automatisch einen Schritt zurück, und wenn wir uns ihm erneut nähern, haben sich die Machtverhältnisse verändert: Ohne auch nur die Hand zu erheben, greifen wir den anderen an, zeigen ihm, dass er schwächer ist und aufpassen muss. Ein traumatisches Ereignis ist eine tatsächliche Verletzung meiner „Haut“: Jemand kommt mir auf bedrohliche Weise zu nahe, beschädigt meinen Ruf, meine Würde, meine Selbstwahrnehmung.

Je größer die Verletzung, desto weniger bleibt von mir übrig – und desto mehr werde ich auf einen verletzlichen Körper, aufs nackte Überleben reduziert. Dieses nackte Überleben hat Hobbes auf berühmte Weise umschrieben. Es gibt dann keine Kenntnis von der Erdoberfläche, keine Zeitrechnung, keine Künste, keine Literatur, keine gesellschaftlichen Beziehungen, und es herrscht, was das Schlimmste von allem ist, beständige Furcht und Gefahr eines gewaltsamen Todes – das menschliche Leben ist einsam, armselig, ekelhaft, tierisch und kurz. Was jedoch eine zivilisierte Gesellschaft ausmacht, ist, dass es das alles sehr wohl gibt. Wir sind mehr als nur ein Körper: Wir verfügen über Kenntnisse, Kunst, Literatur und gesellschaftliche Beziehungen. Und in diesen gesellschaftlichen Beziehungen setzen wir alles daran, unseren Körper zu kontrollieren. Wir haben private Toiletten, rülpfen oder furzen normalerweise nicht in der Öffentlichkeit und schämen uns oft für einen laut knurrenden Magen. Wir mögen uns zwar mit unserem Körper beschäftigen, aber in erster Linie derart, dass er genau so aussieht, wie wir das wollen: Wir kaufen uns schöne Kleider, legen uns unter Umständen auf die Sonnenbank oder machen eine Diät, um unsere Figur zu verbessern. Gleichzeitig wollen wir über unseren Körper hinauswachsen. In der westlichen Welt sind die grundlegenden körperlichen Bedürfnisse häufig gestillt: Wir müssen weder Durst noch Hunger noch Kälte leiden, wodurch wir in unserem Alltag Pläne schmieden, lachen, reden, arbeiten und feiern können. Dafür brauchen wir unseren Körper sehr wohl, aber er erfordert keine Aufmerksamkeit, und wir müssen nicht auf ihn achten. Im Gegenzug neigen wir dazu, Mitleid mit denjenigen zu haben, die zum Beispiel aufgrund einer Behinderung oder

Krankheit in ihrem Körper eingeschlossen sind und durchaus Tag für Tag an ihre physischen Grenzen stoßen. Und in den seltenen Momenten, in denen uns unser Körper überwältigt – wenn wir weinen, uns übergeben, in der Öffentlichkeit urinieren müssen oder wenn wir nackt sind – werden wir uns schämen oder verstecken wollen.

Ein traumatisches Ereignis beraubt mich meines sorgfältig konstruierten Images oder meiner Fassade und zeigt den Körper dahinter. Ich kann mich dann nicht hinter meiner Persönlichkeit verstecken oder hinter dem, was ich erreicht habe, denn Gewalt findet häufig mehr oder weniger willkürlich statt. Ich habe keinen Körper mehr: Ich bin ein verletzlicher Körper. Stehe ich im Zug, und ein Fremder wird zudringlich, ist es egal, wer ich bin, was ich studiere oder welche Noten ich schreibe. Ich hätte genauso gut jemand anders sein können, wäre ich nicht in diesem Moment in der Bahnhofshalle gewesen, hätte mich der Mann nicht gesehen oder wäre er einer anderen nachgelaufen. Für ihn spielt es keine Rolle, wer ich bin, wen ich kenne oder was ich getan habe. Aber ich bin ein Körper, und das Einzige, worum es dem Körper noch geht, ist Selbsterhaltung. Denn ich bin niemand anders, und niemand anders als ich wird das überleben müssen. Etwas wird sich in mir zusammenballen: Ich bin es, die hier sexuell belästigt oder verwundet wird, und es ist wichtig, dass ich – und nicht meine Nachbarin, mein Mitreisender oder irgendein anderer Mensch, sondern ausgerechnet ich – das hier überlebe. Also werde ich fliehen oder kämpfen oder aber erstarren und gar nichts tun, um zu überleben – je nach Situation, je nachdem wer ich bin und was ich bisher erlebt habe. Und abhängig davon werde ich besser oder schlechter aus der Sache herauskommen.

Denn ein Ereignis, bei dem mich jemand verwundet oder schlägt, ist nicht unbedingt dasselbe wie ein verletzendes Ereignis. Als mich der Fremde im Zug angemacht hat, bin ich im Grunde mit dem Schrecken davongekommen. Gut, meine Würde war beschädigt, aber den Menschen, die das mitbekommen haben, werde ich nie wieder begegnen. So gesehen hätte ich die Sache vergessen können und wollte das auch.

Nur dass das nicht ging.

Die Ereignisse im Zug hatten eine Wunde zurückgelassen – „eine starke psychische Erschütterung, die noch lange wirksam ist, noch lange Spuren hinterlässt.“ Die Begriffe, die das Wörterbuch nennt, haben fast etwas Archäologisches, implizieren ältere Schichten unter der heutigen Oberfläche. Dieser Bildsprache zufolge könnte man in den Boden unseres Innersten bohren. Klopfte man dann den Bohrkern heraus, sähe man fein säuberlich geordnet die verschiedenen Schichten. Die ältesten Schichten befänden sich unten, darüber stets neue

Ablagerungen aus anderen Zeitaltern. Stießen wir dann beim Graben auf einen Stein, müsste das ein Fossil sein, in dem etwas Lebendiges einen Abdruck oder Eindruck hinterlassen hat. Auf diese Weise könnten wir die Vergangenheit in chronologischer Reihenfolge fein säuberlich abgebildet betrachten.

Aber so funktioniert das nicht.

Das Problem bei einem Trauma ist, dass jemand an einer Erinnerung hängenbleibt, bei einem Bild, das ins Stocken gerät und nicht verarbeitet wird. Das Problem ist, dass der oder die Betroffene in seiner Entwicklung steckenbleibt und nicht vorankommt. Wenn dieser Stillstand dafür sorgt, dass wir nicht mehr dieselben sind, scheinen wir nur wir selbst zu bleiben, wenn wir uns weiterentwickeln, und natürlich ist dem auch so. Wir erwarten nicht, dass sich jemand ein Leben lang als Kleinkind, Kindergartenkind oder Heranwachsender verhält, und wenn doch, „hat er nicht das Beste aus sich gemacht“. Wer ich bin, was mich grundlegend von anderen unterscheidet, ist also sowohl ein Reservoir an Möglichkeiten als auch ein Faden, der mich auf die ein oder andere Art mit derjenigen verbindet, die ich früher einmal war, der das Kleinkind, das Kindergartenkind, die Heranwachsende und all diese verschiedenen Menschen letztlich zu einer einzigen Person macht. Oder zumindest zu jemandem, der davon ausgeht, dass das Kleinkind, das Kindergartenkind und die Heranwachsende bloße Phasen waren, die diesem Moment vorausgingen, diesem Hier und Heute. Doch einst war es unvorstellbar, dass ich jemals zwölf sein würde, geschweige denn noch älter – das Erwachsenwerden kam mir vor wie eine Art allmähliches Sterben, denn alle Erwachsenen waren ganz woanders, sie gingen zu Leuten auf Besuch, die sie eigentlich gar nicht sehen wollten, konnten Auto fahren und behaupteten, etwas zu wissen, das nie definiert wurde, sondern stets mit „das“ angedeutet wurde. „Das lernst du dann, wenn du größer bist“ – was immer das auch war. Ich staune noch heute darüber, dass es jetzt Gleichaltrige sind, die Kinder haben und SUVs fahren, Wohnungen besitzen, ohne dass ihnen je erklärt wurde, was dieses Hier und Heute bedeutet, was wir hätten lernen sollen.

(...)

(Weiter ab S. 17 Ende)

Mir sind Dinge zugestoßen/Dinge, die so groß sind, dass ich nicht darum weinen kann. Das ist eine Möglichkeit, darüber zu sprechen – indem ich mir die Worte eines anderen ausleihe.

Allerdings nicht ohne mich zu fragen, ob diese Worte nicht viel zu groß sind, zu melodramatisch für etwas, das so oft vorkommt wie sexuelle Gewalt. So lautet nun mal das Gesetz der Statistik, nämlich dass etwas, das häufig geschieht, nicht anormal, nichts Außergewöhnliches sein kann. Das Recht auf Schmerz – ein inhärent subjektives Gefühl, unmessbar und daher unzuverlässig – muss man sich erst mal verdienen. Eine Erfahrung, die nicht außergewöhnlich ist, gibt einem nicht das Recht, sich zu beklagen, sondern gilt stattdessen als etwas ganz Normal-Alltägliches, als etwas, über das man besser nicht jammert. Ganz nach dem Motto: Stell dich nicht so an, spiel nicht verrückt.

Als Kind ging ich allem aus dem Weg, was mädchenhaft wirkte: Pferde, Seilspringen, die Farbe Rosa. Ich trug das Haar so kurz, dass ich in Geschäften als Junge angesprochen wurde, und in den Pausen spielte ich mit den Jungs Fußball auf dem Schulhof. Ich brachte mir bei, mir den Schmerz zu verbeißen, über meine Grenzen zu gehen, ja sie irgendwann gar nicht mehr zu spüren, denn Jammern, das war was für wehleidige Frauen! Und als ich dann zu Anfang meines Studiums zwei Mal kurz hintereinander sexuell belästigt wurde, als etwas Wesentliches in mir kaputtging, jammerte ich nicht und sagte gar nichts. Stattdessen begann ich damit, noch länger zu joggen, noch öfter mit dem Rad zu fahren, noch öfter zu schwimmen, bis ich dermaßen erschöpft war, dass ich nicht mal mehr die Treppe hochkam.

Nach den sexuellen Belästigungen verwandelte ich mich in einen Zombie (...)